

Der arme Konrad

Blätter für Unterhaltung und Belehrung

Nr. 1

Sonntabend, den 25. Oktober

1919

Aus den Tagen des Bundschuhs

Ich bin der arme Konrad
Und komm von nah und fern,
Vom Hartematt, vom Hungerrain
Mit Speiß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
Leibeigen, frönlig, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han,
Vom Fürsten bis zum Bauersmann.
Ich bin der arme Konrad.
Speiß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Konrad
In Aberacht und Bann,
Den Bundschuh trag ich auf der Stang,
Hab Helm und Harnisch an.
Der Papst und Kaiser höret mich nicht,
Ich halt nun selber das Gericht,
Es geht an Schloß, Abtei und Stift,
Nichts gilt als wie die heilige Schrift.
Ich bin der arme Konrad.
Speiß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Konrad,
Trag Reß in meiner Pann.
Heißoh! Nun geht's mit Senf und Aigt
An Pfaff und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln platt
Und machten mich mit Hunger satt,
Sie zogen mir die Haut vom Leib
Und taten Schand an Kind und Weib.
Ich bin der arme Konrad.
Speiß voran,
Drauf und dran!

Bauernlied 1525

Als einst das deutsche Volk noch nicht Städte und Fabriken kannte, war der Grundbesitz gemeinsames Eigentum der Gemeinde. Allfänglich wurde der Acker unter die Familien des Dorfes verteilt, wobei die kinderreichen Sippen bevorzugt wurden. Wald und Weide blieben stets der gemeinsamen Benutzung vorbehalten. Alle dörflichen Angelegenheiten wurden in der Gemeindeversammlung beraten, in der jeder erwachsene Gemeindeangehörige Sitz und Stimme hatte. Ein Oberhaupt wählte diese nur, wenn es in den Krieg ging.

Das war in den Tagen des Mutterrechts. Dann kam mit der Herrschaft des Mannes das Privateigentum. Aus den Heerführern wurden Fürsten. Soweit Schatzungen zu zahlen waren, erfolgte die Abgabe in Naturalprodukten. Gemünztes Geld gab es in jenen Tagen wenig und das heutige Lumpen-Papiergeld war noch nicht erfunden. Die Fürsten blieben arm und waren für die Befoldung ihres Gefolges hauptsächlich auf die Kriegsbeute angewiesen. Das eroberte Land verteilten sie unter ihre Reiffen. Allmählich bildete sich das Rittertum heraus, dessen Hauptbeschäftigung in Kriegsfahrten, in Jagden und Zechgelagen bestand. Aber noch saß der Bauer als freier Mann auf seiner Scholle. Für den Fall des Krieges unterlag er der Pflicht, dem Aufgebot des Fürsten zu folgen. Ueber seinen Besitz und seine Person jedoch war niemand Herr. Fehden und Kriegsfahrten waren damals nichts seltenes und der Bauer fand es bequemer, die Verpflichtung zum Heeresdienst und den Schutz seines Eigentums dem Ritter zu übertragen. Er zahlte ihm eine Vergütung und dafür lag der Ritter gegen Landesfeinde und Wegelagerer zu Felde.

Im Laufe der Jahrhunderte ward aus einem Vertrage, der von gleichberechtigten Teilen abgeschlossen war und der beide Teile band, eine einseitige Verpflichtung des Bauern. Der Ritter

maßte sich den freien Grundbesitz des Bauern als Eigentum an. Nur die R u g n i e ß u n g stände dem Bauern zu, wofür er Abgaben und Fronden zu leisten hätte. Schließlich kam es soweit, daß sogar die Person des Bauern dem Herrn gehörte. Er war Sklave, war Leibeigen oder hörig geworden.

So vollzog sich die Entwicklung so ziemlich in allen Ländern Europas. Sie dauerte Menschenalter hindurch und verlief nicht ohne Kämpfe, denn die Bauern wehrten sich ihrer Haut. Meist unterlagen sie. Und nur, wo die geographischen Verhältnisse sie begünstigten, wie in Norwegen, in Friesland, in Schleswig-Holstein und in der Schweiz, retteten die Bauern ihren Besitz und ihre Freiheit vor den räuberischen Händen des Adels. Bauernaufstände kehren während des ganzen Mittelalters wieder. Unter dem Zeichen des B u n d - s c h u h s fanden sich die Leibeigenen zusammen. Sie sammelten sich in dem großen Geheimbunde des armen Konrad. Mehr als einmal wankte die Macht des Adels in Deutschland und war nahe daran, in Stücke zu gehen. Die größte dieser Erhebungen fiel in das Jahr 1525 und ist unter dem Namen des großen Bauernkrieges bekannt.

Die deutschen Bauern lebten in geradezu unerträglichen Verhältnissen. Etwa 25—30 verschiedene Abgaben und Steuern wurden von ihnen verlangt. Dem Ritter stand das jus primae noctis, das Recht der ersten Nacht, zu. Der Bauer mußte bei der Eheschließung die Erlaubnis des Herrn nachsuchen, der Ritter hatte das Recht, die Hochzeitsnacht bei der Braut zu schlafen oder, wenn er dies Recht nicht ausüben wollte, es durch eine besondere Steuer abzulösen. Starb der Bauer, dann konnte der Ritter das, wonach er Verlangen trug, aus seiner Hinterlassenschaft wählen. Das B e s t h a u p t wurde diese Steuer genannt. Dazu kamen Hand- und Spanndienste in unbeschränkter Zahl. Das Wild des Herrn zerstampfte den Acker des Bauern. Diebe der Bauer aber ein Stück Wild, dann wurde er auf einen Hirsch geschmiedet und das geängstigte Tier mit ihm in den Forst gejagt. Von der Geburt bis zum Sterbebett war das Leben des Bauern ein einziger Tag der Qual und es ging ein Sprichwort, der tote Bauer wähle sicher den Höllenpfad, wenn ihm an der Himmelsmauer ein Edelmann begegne.

Die Kirche, gleichgültig ob katholisch oder evangelisch, stellte sich nicht auf die Seite der Bauern. Die geistlichen Würdenträger hatten selber vielen Grundbesitz errafft und waren an der Ausbeutung der Bauern interessiert. Die kaiserliche Gewalt war ohnmächtig und die Fürsten, deren es damals ungefähr 300 in Deutschland gab, in der Regel die schlimmsten Bauernschinder. Das städtische Patriziertum hatte für die Bauernsache eher Feindschaft als Freundschaft, das Proletariat der Städte schloß größtenteils noch. Nur in einzelnen bedeutenderen Städten wie Mühlhausen in Thüringen und Rothenburg an der Tauber stieg die Macht des Volkes. Im allgemeinen blieb sie auf die bedeutungslosen Landstädte und das platte Land Süd- und Mitteldeutschlands beschränkt. Einzelne Mitglieder des Adels, wie Ulrich von Hutten, Florian Geyer, Wendel Hipler, stellten der Bauernsache tatkräftige Führer. Ebenso manche Angehörige des niederen Klerus, wie Jakob Wehe und Thomas Münzer, die beide auf dem Blutgerüst ihre Parteinahme für das Volk besiegelten.

Zum großen Teile hüllte sich die Bewegung in das Gewand religiöser Formen. Die Mißbräuche der Pfaffenherrschaft machen dies erklärlich. Aus dem religiösen Kleide jedoch schimmern die wirtschaftlichen und politischen Forderungen deutlich als die treibende Kraft hindurch. In ihren berühmten zwölf Artikeln fordern die Bauern die Abschaffung der Leibeigenschaft, Freiheit des Fischens und der Jagd für die Gemeinden, Rückgabe der Wälder an die Gemeinden, Er-

leichterung der Proviant- und Bezahlung der geleisteten Arbeit, Rückgabe der gestohlenen Gemeindeweiden, Erleichterung oder Aufhebung der Zehnten.

Den Verlauf des Aufstandes hier im einzelnen zu schildern, ist nicht möglich. Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1525 kam es allenthalben in Franken, in Thüringen und Schwaben zu Kämpfen. Die Bauern errangen zunächst überall große militärische Erfolge. Wo die Herren die zwölf Artikel nicht annahm, wurden ihre Burgen erstürmt, in Brand gesteckt und alle Urkunden vernichtet. Mancher adlige Schnapphahn stürzte von der Mauerzinne seiner Feste oder wurde wie der Graf von Helfenstein im eroberten Weinsberg durch die Spieße gejagt. Dann wandte sich das Schlachtenglück, weil die Bauern ihre Kraft in kleinen örtlichen Einzelaktionen zersplitterten und nicht zu großzügigem gemeinsamen Handeln zusammenzufassen verstanden. Ein Teil der Führer wurde von dem Adel mit Geld erkauf; andere, wie Michael Geismair, durch Meuchelmord beseitigt. Der Truchseß Georg von Waldburg sammelte ein Heer und schlug in blutigen Schlachten die einzelnen Gewaltthäuser der Bauern. Florian Geyers schwarze Schar fiel bei dem Schlosse Ingolstadt bis auf den letzten Mann. Münzers Heerhaufen wurde bei Mühlhausen vernichtet. Überall gings an ein Köpfen, Hängen und Foltern. Luther ermunterte die Herren noch in ihrem blutigen Geschäft. Er schrieb „wider die mörderischen, räuberischen Rotten der Bauern“. Man solle sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wie man einen tollen Hund totschlägt. „Darum, liebe Herren, loset hie, rettet hie; steche, schlage, würge sie, wer da kann. Bleibst Du darüber tot, wohl Dir; seligeren Tod kannst Du nimmermehr überkommen.“ — Militärisch unbefiegt blieben die Salzburger und Tyroler Bauern. An dem Gesamtausgang der Erhebung änderte das nichts. Das Volk war besiegt und Deutschland ward reif für das Zeitalter der Religionszänkereien und des dreißigjährigen Mordens.

Warum wir die Erinnerung an jene Zeit wachrufen, jenes eisern klirrende Kampflied der Bauern an die Spitze unserer Unterhaltungsbeilage setzen und den Namen des Bundes der Leibeigenen als Titel für sie wählten, fragt mancher unserer Leser. Diese Devise soll eine stete Mahnung sein. Die Arbeiter soll sie daran erinnern, daß sie nicht frei sind, daß sie die Fessel der Rechtlosigkeit noch immer durch die Jahrhundert nachschleifen, daß ihre Bewegung durch Uneinigkeit und Unbildung, durch Verrat und Gleichgültigkeit genau so gefährdet ist, wie die der aufständischen Bauern daran zugrunde ging. Anders sind unsere Kampfmittel als die unserer Vorfahren. Die winzige Type des Buchdruckers ist eine wichtigere Waffe als die stärkste Partisane. Geistig frei und gebildet müssen wir alle werden, an einem Strange ziehen. Dann wird kein Verrat ehrgeiziger Führer, wie Scheidemann und Noske, möglich sein, wird der Widerstand der Kapitalistenklasse wie Spinweben verflattern. Daran soll der Titel der Unterhaltungsbeilage allwöchentlich die Proletarier mahnen. Und die Besitzenden daran, daß Gewalt und Unterdrückung nie zu gutem Ende führen. Ihr Sieg im Bauernkriege leitete den Beginn von Deutschlands Abstieg ein. Das arbeitende Volk zu entbehren, ist unmöglich. Wer das einseht, der handele auch danach. Oder er trägt die Mitschuld daran, wenn der arme Konrad eines Tages wieder Gericht hält.

Gustav Schröder.

„Genosse, ich kann den Brief nicht nehmen“

Skizze aus dem russischen Kerkerleben. Von Eugen Leviné.

Diese Skizze des ermordeten Kommunisten Leviné erschien vor sechs Jahren in unserm damaligen Bremer Parteiorgan unter dem Pseudonym Eugen Goldberg. Sie schildert ein Erlebnis aus seiner russischen Kerkerzeit.

Der Wind heult. In der kleinen Petroleumlampe flackert die Flamme, züngelt hin und her, biegt sich und beugt sich. Phantastisch tanzt der Schatten des Teekessels an den runden Wänden der Turmzelle. Auf der harten Pritsche liege ich, fest gehüllt in meinen Pelz, und lausche dem Lied des Windes. In den verrosteten Angeln knarrt das Fenster und ächzt. Die kleine Matte, die mir sonst Gesellschaft leistet, grazios über den Tisch läuft, hin und her huscht, wagt sich heute aus dem Loch nicht heraus. Ganz allein bin ich heute. Starre zur Decke. Lasse müde den Blick über die Wände gleiten. Alles so bekannt. Die Namen an den Wänden. Kommentare der Nachfolger: „Ab nach dem Zuchthaus zu Smolensk“, „Hin-

gerichtet in Wilna“ . . . Und daneben immer und immer wieder: „Es lebe der Kampf“, „Es lebe die Revolution“.

Der Wind heult und wieder flackert das Licht in der Lampe, wieder tanzen phantastische Schatten. Immer fester hülle ich mich in den Pelz, den sie mir gelassen haben. Es ist kalt in der Turmzelle. Schon ermüden die Augen und fallen langsam zu. Da plötzlich fahre ich auf. Draußen auf der eisernen Treppe höre ich Schritte und Kettengeklirr, Stimmen und Kommandorufe. Sie nahen in der Richtung meiner Zelle. Unter mir verstummen sie. Dampf dröhnend fällt in der unteren Turmzelle die eisenbeschlagene Tür ins Schloß. Wieder Stimmengewirr und stampfende Schritte. Dann wieder Stille.

Nur der Wind heult, der Fensterrahmen knarrt, die Flamme in der Lampe züngelt und flackert, und phantastisch tanzen die Schatten.

Ich lausche angestrengt. In die Zelle unter mir haben sie einen „Neuen“ gebracht. Wer ist es? Ein Fremder, ein Freund? Ein Genosse oder ein Krimineller? Was droht ihm? Der Galgen? Oder bloß Kerker? Ich lausche. Wird er nicht klopfen? Nicht seinen Namen nennen? Nein, es bleibt still. Nur der Wind singt sein Lied.

Ich lege das Ohr an die Wand — alles still. Kein Laut. Vielleicht weiß er nicht, daß jemand über ihm sitzt. Ich nehme den Metallbecher und klopfe leise an die Wand; ta ta — tatatatata — tatatatata — tatata — leise, rhythmisch. „Wo wu?“ — „Wer seid Ihr?“ Aber ich komme nicht zu Ende. An der Tür ein leises, schleichendes Geräusch. Schnell ist der Becher versteckt. Ich liege auf dem Rücken, mit verschränkten Armen, mit künstlich gleichgültigem Gesicht. Ich schaue nach dem Guckloch an der Tür. Ein entzündetes Auge richtet seinen Blick auf mich. Ich erwiderte den Blick und fühle, wie etwas Feindseliges wider meinen Willen aus meinem Auge spricht. Da wird das Guckloch wieder geschlossen und an Stelle des Auges grinst hinter der kleinen Oeffnung die dunkle Metallplatte.

Nun bin ich wieder allein. Mit dem Klopfen ist es heute nacht zu Ende. Sonst werde ich angezeigt.

Uebrigens scheint der Neue das Klopfen nicht zu verstehen. Morgen muß ich versuchen, ihm das Klopfsalphabet zuzustellen. Durch wen? Ich überlege. Denke an verschiedene Kriminelle, die Zutritt zum unteren Korridor haben. Am einfachsten wäre es ja, den Brief durchs Fenster an einem Strick hinabzulassen. Doch das ist gefährlich. Die Posten haben Befehl, zu feuern, sobald sich jemand am Fenster zeigt. Ich werde mit Butkewitsch sprechen. Der hat als Putzer zu allen Zellen unsres Korridors Zutritt. Vielleicht kann er mir helfen. Es eilt ja auch nicht. Morgen wird sich schon ein Weg finden. Ich schließe die Augen und versuche zu schlafen. Lange höre ich noch das Knarren des Fensters, lange höre ich noch das Heulen des Windes . . . Dann aber allmählich legt sich bleierne Müdigkeit wie ein Keifen um die Stirn, und ich schlafe ein.

Langsam dreht sich der Schlüssel im Türschloß. Einmal, zweimal. Knarrend geht die Tür auf. Penetranter Geruch von Duzenden von Parafas (Eimern) schlägt vom Korridor in die Turmzelle. Ich öffne die Augen. Es dämmt kaum. Gähnend steht der Wärter in der Tür, nestelt am Gurt, steckt den Revolver zurecht. „Guten Morgen“, „Guten Morgen“. Klappernd mit den Holzpantoffeln auf dem steinernen Boden, klirrend mit den eisernen Ketten, läuft Butkewitsch, der Korridorputzer, hin und her. „Guten Morgen“ — „Guten Morgen“. Er läuft ans Fenster, reißt es auf, und kühlend neigt die frische Morgenluft mir das Gesicht. Ich wende den Kopf zum Fenster, atme in vollen Zügen die Luft ein. Da gewahre ich im fahlen Morgenlicht auf dem Fensterbrett etwas Weißes: einen kleinen Zettel. Schnell sehe ich weg, damit der Wärter nicht der Richtung meines Blickes folgt. Doch er hat nichts gemerkt. Noch immer macht er sich gähnend am Revolver zu schaffen. Wieder klirren die Ketten und klappern die Pantoffeln: Butkewitsch bringt die leere Parafas. Schnell wechseln wir einen Blick des Einverständnisses. Dann nimmt er die leergebrannte Lampe vom Tisch, und die Tür fällt dröhnend ins Schloß. Zweimal dreht sich der Schlüssel. Ich bin wieder allein.

Einen Blick aufs Guckloch in der Tür: Nein, niemand. Ich nehme den Zettel vom Fenster. Ich erkenne die Handschrift; ein Genosse vom unteren Korridor schreibt mir: „Genosse! Gestern nacht hat man einen Neuen gebracht. Du kennst ihn nicht. Er sitzt unter Dir im Turm. Morgen wird er zur Hinrichtung transportiert. In unsrer Zelle sitzen seine Freunde. Sie wollen ihm einen letzten Gruß senden. Jede Verbindung mit seiner Zelle im unteren Korridor ist abgeschnitten.

Versuche, den beiliegenden Zettel zu ihm zu schaffen. Es sind letzte Abschiedsgrüße. Dank im voraus. . . .

Den ganzen Vormittag gehe ich in meiner Zelle auf und ab und überlege. Unten ist die Verbindung mit ihm abgeschnitten. Es gibt nur ein einziges Mittel: Ich muß ihm den Brief durchs Fenster zustellen. . . .

Als ich um 12 Uhr das Mittagessen in Empfang nehme, raune ich Butkewitsch zu: „Das Telephon!“ Er nickt. Eine halbe Stunde später bringt er mir heißes Wasser für den Tee. Der Wärter bleibt in der Tür stehen. Butkewitsch macht sich am Tisch zu schaffen. Der Wärter wird ärgerlich. „Na, wirds bald?“ Da beginnen zwei Kriminelle in dem Korridor Streit. Absichtlich, um den Wärter abzulenken. Laut hallen die Schimpfworte. Der Wärter geht hinaus. „Wollt ihr wohl Ruhe halten!“ Butkewitsch benutzt den Augenblick, zieht unter seiner Jacke ein Bündel hervor, wirft es schnell unter meine Pritsche und geht dann auch hinaus. Auf dem Korridor ist es wieder ruhig, der Wärter kommt zurück, läßt seine Blicke prüfend durch die Zelle schweifen und geht dann auch hinaus. Die Tür fällt ins Schloß, wieder knarrt zweimal der Schlüssel, und wieder bin ich allein. Das „Telephon“ liegt unter der Pritsche: ein langer Strich aus Fäden von Bettdecken zusammenge缝t. Der Zettel ist in einer Spalte der Wand versteckt. Ich muß warten. Ein dreifacher Ring umgibt das Gefängnis. Innen im Hof Gefängniswärter und Feldjäger, draußen, vor der Mauer, Schutzleute. Gerade vor meinem Fenster — ein Feldjäger. Der muß es sehen, wenn ich das „Telephon“ hinablasse. Doch ich habe Glück. Heute abend soll ein Feldjäger auf Wache kommen, der mit uns heimlich sympathisiert. Der wird schon ein Auge zudrücken. Und die Außenposten werden es nicht so schnell merken. Ich habe alles für den Abend bereit. Schreibe ein Klopfsalphabet mit Erläuterungen, damit der Genosse wenigstens die letzte Nacht mit mir sprechen kann. Vielleicht hat er letzte Wünsche zu übermitteln, letzte GrüÙe. . . .

Es dämmt. Ich hocke auf dem Fensterbrett. Im Garten des Gefängnisdirektors, draußen, vor unsrer Mauer, räkeln sich die Schutzleute. Innen im Hofe, vor dem Fenster, steht der Feldjäger. Sieht er mich nicht? Will er mich nicht sehen?

Ich stecke die Hand zwischen die Gitterstäbe und lasse langsam das „Telephon“ hinab. Unten baumelt der Brief. Nach meiner Berechnung muß er jetzt vor seinem Fenster sein. Aber niemand greift danach: das Seil spannt sich nicht. Ich klopfe an die Wand, um den Genossen aufmerksam zu machen. Keine Antwort. Das Telephon baumelt im Winde. Vielleicht kann er es nicht greifen, weil es so hin und her geht. Ich ziehe das Telephon wieder herauf, beschwere es mit dem Metallbecher und lasse es hinab. Gerade gespannt hängt jetzt der Strich. Jetzt muß der Brief vor seinem Fenster sein. Ich klopfe mit dem Fuß auf den Boden, klopfe mit dem schweren Holzschmel. Laut. Er muß es hören. Aber unten bleibt alles still. Keine Hand greift nach dem Brief.

Der Feldjäger wird unruhig. Er winnt mir und macht mir Zeichen. Ich soll aufhören. Ich beachte es nicht. Die Schutzleute an der Außenmauer haben es auch bemerkt. Laut tönen ihre Stimmen. „Hundesohn! — mach, daß du fortkommst vom Fenster!“

Jetzt gilt es. Länger kann ich nicht bleiben. Gesehen hat man mich ja doch schon. Ich presse das Gesicht an die Gitterstäbe und rufe: „Genosse! Genosse! Warum nehmen Sie den Brief nicht?“ — „Hundesohn! Wirds bald! Wir schießen!“ Und schon greifen sie nach den Gewehren. Ich lausche — noch einen Augenblick, sonst ist es zu spät. Da dringt eine Stimme von unten herauf, stammelnd und klagend, leise und kraftlos, so leise, daß ich das Gehör anstrengen muß, um zu hören: „Genos—se . . . Ich kann . . . den Brief . . . nicht . . . nehmen. Beim Berhör . . . hat man . . . mir . . . beide Arme . . . gebrochen . . . Genosse . . . leb wohl . . .“ Leise und klagend tönt die Stimme und bricht plötzlich ab.

Ein wütendes Winken des Feldjägers; die Schutzleute vor der Mauer haben schon angelegt. Mit einem Ruck reiÙe ich das Telephon nach oben und lasse mich vom Fensterbrett gleiten, verstecke alles schnell unter der Pritsche.

Es ist höchste Zeit gewesen. Aufgeschreckt vom Lärm, macht der Wärter auf dem Korridor seine Runde. Und jetzt schaut sein Auge durchs Guckloch. Aber ich liege schon auf meiner Pritsche auf dem Rücken mit verschränkten Armen, und beruhigt geht er weiter. . . .

Nachts, als es ganz still ist und draußen vor der Tür regelmäßiges Schnarchen ertönt, stehe ich auf und verbrenne alles: das Klopfsalphabet, die Erläuterungen und die letzten GrüÙe.

Rußig züngelt die Flamme zur Lampe heraus, ergreift das Papier und leckt gierig daran. Ein Häufchen Asche fällt auf den Tisch. Der Wind heult, fährt zwischen den Fensterritzen hindurch und die Aschestüchchen flattern durch die Zelle: Das Alphabet, die Erläuterungen und die letzten GrüÙe.

Unten aber sitzt der, dem sie galten. Am Vorabend seiner Hinrichtung. Mit gebrochenen Armen. Und niemand, der ihm ein letztes Abschiedswort sagen könnte.

Der Wind heult. Unruhig flackert die Flamme. Phantastisch tanzen die Schatten. Am Fußboden bewegten sich zitternd die Aschestüchchen.

Ich liege wieder auf der Pritsche. Hülle mich fester in den Pelz. Fröstle trotzdem. SchlieÙe krampfhaft die Augen, beiÙe die Zähne zusammen. Im Ohr klingt mir noch immer leise klagend die stammelnde Stimme:

„Ich kann den Brief nicht nehmen, Genosse! Leb wohl!“ —

Aleines Fenilleton

Der Tower

Die Engländer wollen Wilhelm II., sofern er von der holländischen Regierung ausgeliefert wird, nach London in den Tower überführen, in dieses ehemalige Staatsgefängnis, das in langen Jahrhunderten englischer Geschichte Zeuge vieler Verfolgungen und Gewalttaten, tragischer Schicksale und gefallener Größe gewesen ist. Von Thomas Morus, dem Kanzler Heinrichs VIII., der im Jahre 1535 hier enthauptet wurde, bis zu dem Iren Sir Roger Casement, der im Jahre 1916 am Galgen starb, sind es die berühmtesten Namen aus englischen und schottischen Geschlechtern, die in der alten Zitadelle, viele Jahre der Freiheit beraubt, schließlich auf dem Schaffott endeten. Anna Boleyn, die auf Geheiß ihres Gemahls Heinrichs VIII. anno 1536 und Königin Katharina Howard, die 1542 enthauptet worden ist, Margaret Pole, Gräfin von Salisbury, Lady Jane Grey und ihr gleichfalls hingerichteter Gemahl Dudley; der Graf Essex und noch viele andere, die gehängt wurden. Sie alle, die einst im Tower starben, liegen in der kleinen Kirche St. Peter oder auf dem kleinen Friedhof begraben, der sich neben der Kapelle in der nordwestlichen Ecke dieser unheimlichen Festung befindet, die Wilhelm der Eroberer im Jahre 1078 erbaute, zuerst den Weißen Turm, der, ein mächtiges, über 30 Meter langes und breites Viereck, 28 Meter hoch in die Lüfte ragt, umschlossen von drei bis vier Meter dicken Mauern und Ecktürmen. Um ihn herum entstanden später die zahlreichen anderen Türme, Bastionen und Kasematten der weitgedehnten Feste, die die alte Zitadelle Londons war, bis auf Karl II. auch gelegentlich als „königliche Residenz“ diente. Hauptsächlich aber war der Tower stets Staatsgefängnis, und erst im 19. Jahrhundert wurde er als Arsenal nutzbar gemacht. In dem runden Wakefield Tower werden die englischen Kronjuwelen aufbewahrt, unter ihnen der berühmte Cullinan-Diamant aus Pretoria, der größte der Erde.

Die Telephonie mit dem Sonnenstrahl

Eine Aufsehen erregende neue Erfindung ist von dem Londoner Professor Dr. A. D. Rankine gemacht worden: Er verwendet die Sonnenstrahlen oder auch andere Lichtstrahlen als Ersatz für den Telephondraht zur Uebermittlung der menschlichen Stimme auf weite Entfernungen. Die Erfindung hat den Vorteil vor der drahtlosen Telegraphie oder Telephonie, daß das auf diese Weise vermittelte Gespräch von niemandem belauscht werden kann.

Zwei elektrische Instrumente wurden von ihm in einiger Entfernung aufgestellt und ein Strahl elektrischen Lichts von dem einen zu dem andern projiziert. Rankine sprach dann in den Aufnahmeapparat, der einem kleinen phonographischen Trichter ähnelt. Der Lichtstrahl war auf einen kleinen, erbsengroßen Spiegel reflektiert, wobei der Spiegel die Stelle der Nadel des Phonographen einnimmt. Mittels eines elektrischen Apparates und der Verwendung des Elementes Selenium riefen nun die Wellenbewegungen der Stimme korrespondierende Wellenbewegungen des Lichtstrahls hervor, die von dem Empfangsinstrument aufgenommen wurden. Rankines Stimme war an dem Endpunkt des Strahles so klar und deutlich zu hören, wie wenn er selbst dort stände. „Ich habe schon verschiedene Gespräche auf eine Entfernung von zwei und mehr Kilometer geführt, wobei ich die Sonnenstrahlen für die Vermittlung benutzte“, erklärte Rankine. „Und es ist nicht die geringste Schwierigkeit, auf eine Entfernung von 16 Kilometern sich verständlich zu machen, wenn die Länge des benutzten Strahles groß genug ist. Durch Vergrößerung des Spiegels

und der elektrischen Kraft lassen sich sehr gut auch größere Entfernungen durch den Lichtstrahl überbrücken. Die Erfindung wird von besonderem Wert sein für Schiffe, die in einem Hafen vor Anker gehen und sogleich mit den Hafenbehörden Verbindung haben wollen. Durch diese Erfindung kann ein Schiff sofort mit der Küste in Verbindung treten, indem es einfach die Sonnenstrahlen oder die Scheinwerferstrahlen benützt.“

Der Kampf gegen die Steinkohle

Die Nützlichkeit der Steinkohle ist den Menschen seit grauer Vorzeit bekannt. In Griechenland wurde dieser Brennstoff bereits im 4. Jahrh.:ndert v. Chr. von Schmieden und Metallarbeitern benutzt. Und als das Holz teurer wurde und man in vielen Gegenden zu fürchten begann, daß die Wälder vollständig verschwinden würden, fing man an, die „schwarzen Diamanten“ häufiger zu verwenden. Leicht war es anfangs nicht, die Steinkohle zu brennen, und es war ein schwerer Kampf zu bestehen, bis sie allgemein geduldet wurde. Unsere Vorfahren hatten nämlich besondere Angst davor, daß die Luft durch Qualm und Rauch der Steinkohle verpestet würde, eine Furcht, die ja auch nicht unbegründet war. In England wandte man die Steinkohle in größerer Ausdehnung als Brennstoff erst zur Zeit Eduards II. (1300/1397) an. Eine große Zahl von Klagen über diese unangenehme neue Erfindung ging beim König ein, und dieser sah sich im Interesse der Gesundheit veranlaßt, in einer Bekanntmachung auf die Schädlichkeit des Steinkohlenrauchs hinzuweisen. Aber obgleich auch die Aerzte dem Steinkohlenrauch die Entstehung von ansteckenden Krankheiten und andere Gesundheitschädigungen zuschrieben, wurden die Verhältnisse durch die königliche Proklamation keineswegs gebessert. Aus den Schornsteinen qualmte der Kohlenrauch ebenso dick wie vorher, und die Petitionen dagegen mehrten sich von Tag zu Tag. Eduard II. wußte schließlich keinen andern Rat, als einen Ausschuß einzusetzen, der ohne weiteres vorschlug, alle Feuerstätten zu zerstören, wo mit Steinkohle geheizt wurde, und ihre Besitzer zur Verantwortung zu ziehen. Der Ausschuß ging gegen die Luftvergifter streng vor; er ließ z. B. einen Kohlenverbraucher wegen seines Verbrechens foltern. Aber auch diese drakonische Strenge nützte nichts.

In andern Ländern entstanden ähnliche Zwiste. Im Jahre 1348 warnte der Magistrat von Zwidau die Metallarbeiter, die Luft mit Steinkohlenrauch zu verpesten. Aber alle Verbote und Strafen waren wirkungslos. Die Steinkohle drang durch und wird jetzt überall straflos gebrannt, obgleich ihr Rauch nicht angenehmer geworden ist. Immerhin hat die neuzeitliche Technik durch die Einführung der Rauchverbrennung die Beseitigung der ärgsten Belästigungen wenigstens angebahnt.

Splitter und Späne

Ich glaube nicht, daß Gott die größte Hälfte der Menschheit mit Sätteln auf dem Rücken und einem Zügel im Mund geschaffen hat und eine Handvoll Leute gestiefelt und gespornt, um auf den andern zu reiten.

Der englische Demokrat Richard Humbold vor seiner Hinrichtung 1685.

Militarismus und Volk

Kultur und Militarismus — die Vermenschlichung der Menschheit und die Vertierung der Menschheit! Auch ein charakteristisches Kapitel im Buche der Entwicklungen unserer Tage, ein Kapitel voll Antithesen! Die Kultur, als eine spontan wirkende Kraft, erhebt und vertieft die Geister — der Militarismus, als eine zwangmäßig vorgehende Macht, unterdrückt und verflacht die Charaktere. Jene, eine geistige Nötigung, versittlicht — dieser, eine mechanische Institution, entstittlicht. Die Kultur empfiehlt die freiwillige Unterwerfung des einzelnen unter ein als gut erkanntes Gesetz, die Hingabe an Volk, Vaterland, Menschheit — der Militarismus gebietet diktatorisch die individuumfeindliche Unterjochung des Einzelwillens durch die willkürliche und zufällige Fuchtel des Gewaltstaates. Jene, die Schule der Selbstachtung, hat eine befreiende Kraft in sich — dieser, der Duchtmeister der Autoritätsanbetung, entnerot, entwürdigt den selbstbewußten Menschen in uns. Die Kultur schafft Organisationen, die von unten, d. h. aus dem Volke heraus, sich natürlich entwickeln, Organisationen der Beglückung und des Fortschritts — der Militarismus will alles von oben, d. h. von der jeweilig herrschenden Macht, vorgeschrieben und kommandiert wissen. Jene erzieht zum produktiven Volks-, dieser zum unproduktiven Herrendienst. Bei der Kultur ist alles innerlicher, beim Militarismus alles

äußerlicher Herkunft. Diese nennt die Freiheit ihren Gott — jener dient dem Bösen Drill.

Der Soldat von heute ist in erster Linie Prätorianer, ein Polizist im Dienste der Satten gegen die Hungrigen. Schafft den Hunger der Hungrigen ab, ihr Satten — und ihr braucht weder Prätorianer noch Polizisten mehr!

Ernst Ziel in Moderne Kenien.

Herrengewissen

Ochsen spannt man nicht an Faden, denn sie würden stracks zerrissen:
schwerlich bindet man den Menschen, der Gewalt hat, ans Gewissen.

Logau.

Die Schalksecke

Die Erichaffung der Deutschen Republik

Am Anfang war der 9. November.

Und Deutschland war wüste und leer und finster und hungrig.

Und Ebert, Scheidemann und Noske sprachen: Es werde Republik.

Und es ward Republik.

Da schieden Ebert, Scheidemann und Noske den Kadavergehorfam von der Freiheit.

Und Ebert, Scheidemann und Noske sprachen: Es sammle sich das Volk an besonderem Orte, daß man die Einkracht sehe.

Und es geschah also.

Und so ward die Nationalversammlung in Weimar.

Und Ebert, Scheidemann und Noske machten zwei Friedenslichter.

Ein kleines Licht, das hieß Erzberger; und ein großes Licht, das hieß Brockdorff-Rangau.

Und Ebert, Scheidemann und Noske sprachen: Lasset uns den Militarismus stürzen und nach seinem Ebenbild einen neuen Militarismus schaffen, der da herrschen soll über die neue Freiheit.

Und sie schufen die Freiwilligenkorps von Lüttwitz und Dohna und Loeschebrandt und Lettow-Vorbeck und Bodenhausen und Hülken und Heuduck.

Und Ebert, Scheidemann und Noske segneten sie und sprachen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet Deutschland und macht es euch untertan und sorgt, daß die Reichen ihr Geld in Sicherheit bringen, und daß die Armen allerlei grün Kraut essen.

Und es geschah also.

Also ward vollendet die deutsche Republik mit ihrem gewaltigen Heer.

Aber die Schlange war listiger denn alles, was Ebert, Scheidemann und Noske gemacht hatten und sprach zu der Republik: Warum sollst du nicht essen von dem Baum der Reaktion?

Da sprach die Republik: Ich esse vom Baume der Freiheit.

Da sprach die Schlange, daß von dem Baume der Reaktion gut zu essen wäre, und daß es ein lustiger Baum sei, und die Republik nahm von der Frucht und aß.

Und alsogleich ward sie vertrieben aus dem Garten der Freiheit, und ein Cherub mit einem bloßen hauenden Schwert rief „Hurra“ und sang „Heil Dir im Siegerkranz“.

Noske aber bekam den Roten Adlerorden mit Eichenlaub und Schwertern, Ebert wurde Hofattlermeister und Scheidemann Kastellan des königlichen Lustschlosses auf der Pfaueninsel. . . .

An die Indifferenten

Ach wüßten doch der Prügelbäume
Noch hunderttausend mehr im Reich,
Und schnitt von jedem jeder Junker
Sich hunderttausend Stöcke gleich.

Und schläge einen alle Tage
Entzwei auf euren Hofen dann
Und zög', wenn die entzwei gehauen,
Euch keine neuen Hofen an.

Denn seht! Ihr seid die ärgsten Sünder,
Im Kittel wie im seidnen Rock:
Ihr Menschen laßt den Stod euch geben,
Das wahrlich, das verdient den Stod!

Glasbrenner.